

ANDREAS GARDT

Wissensformationen

Zur Theorie und Praxis sprachwissenschaftlichen Arbeitens in der Frühen Neuzeit

Es liegt nahe, die Herausbildung eines modernen Wissenschaftsbegriffs spätestens mit der Aufklärung enden zu lassen. Die dort formulierten Forderungen an das wissenschaftliche Arbeiten zielen auf ein voraussetzungsloses Forschen, das von keinen Vorgaben mehr oder weniger homogen strukturierter Denksysteme überlagert sein soll. Diese Entwicklung setzt bereits in der Frühen Neuzeit ein und führt in den Naturwissenschaften zur Entstehung experimenteller Verfahren, mit deren Hilfe sich die Korrektheit von Hypothesen überprüfen lässt.<sup>1</sup> Das Verlangen nach Objektivität und Exaktheit war für einige Disziplinen, darunter die Mathematik, natürlich schon von alters her konstitutiv. Das bedeutet allerdings nicht, dass das Operieren z.B. mit Zahlen sozusagen automatisch in Bahnen verlief, die wir heutzutage als ‚sachlich‘ bezeichnen würden. Natürlich gab es ein solch sachliches Arbeiten, doch stehen ihm metaphysische Deutungen von Zahlen in unterschiedlichsten Formen gegenüber.<sup>2</sup> Interessant sind die Übergänge, dort, wo Mathematiker und Logiker ihr Arbeiten in einen metaphysischen Rahmen stellen.

Als Beispiel sei Gottfried Wilhelm Leibniz genannt, dessen Leistungen als Mathematiker außer Zweifel stehen. In seiner *Characteristica universalis* bezeichnet er die Zahl als „figura metaphysica“<sup>3</sup>, eine Feststellung, die sich für ihn ganz selbstverständlich aus der Annahme einer Korrespondenz von Arithmetik und Welt ergibt. Da Gott die Welt nach Gewicht, Maß und Zahl erschaffen habe („pondere, mensura, numero“),<sup>4</sup> ist diese Korrespondenz eine Vorgabe, von der der Mensch als gegeben ausgehen kann. Entscheidend ist aber nicht der Glauben an eine solche Korrespondenz, sondern die Konsequenz, die damit verbunden ist. Leibniz jedenfalls veranlasst die Gewissheit, dass die „Ratio ultima rerum seu Harmonia Uni-

---

<sup>1</sup> ALISTAIR C. CROMBIE: *The History of Science. From Augustine to Galileo*, New York 1995; STEPHEN F. MASON: *Geschichte der Naturwissenschaften*, Stuttgart 1991; H. FLORIS COHEN: *The Scientific Revolution: A Historiographical Inquiry*, Chicago 1994; ALISTAIR C. CROMBIE: *Styles of Scientific Thinking in the European Tradition*, London 1994.

<sup>2</sup> Beispiele s. ANDREAS GARDT: *Sprachreflexion in Barock und Frühaufklärung. Entwürfe von Böhme bis Leibniz*, Berlin, New York 1994, S. 110ff.; Überblicksdarstellungen bei THOMAS CRUMP: *The Anthropology of Numbers*, Cambridge 1990; FRANZ CARL ENDRES/ANNEMARIE SCHIMMEL: *Das Mysterium der Zahl: Zahlensymbolik im Kulturvergleich*. Kreuzlingen, München 1984.

<sup>3</sup> Dieses und das folgende Zitat S. 184 von: [Characteristica Universalis] (o.J.). In: *Die philosophischen Schriften von G. W. Leibniz*. Hrsg. von CARL IMMANUEL GERHARDT, Berlin 1875-1890. Nachdruck Hildesheim 1965. Bd. 7, S. 184-189.

<sup>4</sup> Die korrespondierende Stelle im Alten Testament findet sich im *Buch der Weisheit* (11, 21).

versalis“, wie er Herzog Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg 1671 schrieb,<sup>5</sup> nur Gott sein kann („*id est Deus*“), nicht zu spekulativen Deutungen innerhalb seines mathematischen Arbeitens. Im Gegenteil warnt er vor einer „Cabbala [...] vulgaris“<sup>6</sup>, also vor jenem metaphysisch getragenen Deuten von Zahlen, wie es zu seiner Zeit verbreitet war, im Rückgriff auf jüdische und neuplatonische Traditionen. Was Leibniz vorschwebt, ist dagegen eine „Cabbala [...] vera“, eine mit Zahlen operierende *Ars combinatoria*, die es aufgrund der erwähnten Korrespondenzen erlaubt, Geheimnisse des Universums rechnerisch zu erschließen. Seine *Ars combinatoria* soll eine logisch-analytische, mit den Mitteln der Vernunft entwickelte Universalsprache werden, die dann tatsächlich das zu leisten vermag, was die Mystiker von ihrer *lingua Adamica* bzw. *Natursprache* nur behaupten können: die Dinge genau so zu bezeichnen, wie es ihren ontischen Qualitäten entspricht.

Leibniz' Argumentation ist deshalb so interessant, weil sie an einem Punkt einsetzt, den er als gläubiger Mensch mit einem Mystiker wie Jacob Böhme teilt. Jenseits dieses gemeinsamen Ausgangspunktes aber trennen sich die Wege. Als Prinzip des Universums sieht Leibniz eine Ordnung, die auf die Gesetze der Arithmetik abbildbar und im rationalen Nachvollzug erschließbar ist. Gott hat die Welt als *Architecte de l'Univers* zwar geschaffen, doch setzt ihre analytische Beschreibung keinen permanenten Rekurs auf Metaphysisches voraus. Zugleich weist Leibniz auf die Übergänge zu metaphysischen Zusammenhängen hin, versteht seine *Ars combinatoria* als Pendant zur Sprache Adams im Paradies, seine *Cabbala vera* als Gegenstück zur spekulativen *Cabbala vulgaris*. Doch seine konkreten Analysen sind – soweit sie nicht explizit religiöse Fragen betreffen – frei von metaphysischen Bezügen, sodass er eine Wissenschaft betreibt, die von unserem heutigen Wissenschaftsverständnis aus gesehen tatsächlich als Wissenschaft gelten kann. Bei vielen seiner Zeitgenossen verhält sich das anders. Dort ist Metaphysisches allgegenwärtig, durchdringt die Analysen immer wieder, am ausgeprägtesten bei Mystikern wie Böhme. Die erwähnten, auf einer sehr grundlegenden Ebene bestehenden Übergänge zwischen den Positionen haben zwar zur Folge, dass der Unterschied zwischen ihnen ‚lediglich‘ gradueller Natur ist. Doch ist die Quantität dieses Unterschieds so groß, dass sie ab einem gewissen Punkt in Qualität umschlägt. Zu Recht kann man daher behaupten, es bei einem Frühaufklärer wie Leibniz und einem Mystiker wie Jacob Böhme mit

---

<sup>5</sup> Brief an Herzog Johann Friedrich (Oktober 1671), in: Gottfried Wilhelm Leibniz: *Sämtliche Schriften und Briefe*. Hrsg. von der Preußischen Akademie der Wissenschaften, später von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin bzw. der Akademie der Wissenschaften der DDR, seit 1993 Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Darmstadt (später: Leipzig, dann Berlin) 1923ff. 2. Reihe: Philosophischer Briefwechsel, Bd. 1: 1663-1685. Darmstadt 1926, S. 159-165, hier S. 162.

<sup>6</sup> *Characteristica universalis* (Anm. 3), S. 184.

einander entgegengesetzten Polen der Art und Weise des Erschließens thematischer Zusammenhänge zu tun zu haben. Leibniz würde dann als früher Vertreter einer Entwicklung gelten, die sich immer mehr durchsetzte und zu einem Wissenschaftsbegriff führte, der Martin Heidegger dazu veranlassen konnte, als das entscheidende Merkmal der Wissenschaften ihre Praxis zu benennen, „ausdrücklich und einzig der Sache selbst das erste und letzte Wort [zu geben]“ und damit eine „Unterwerfung unter das Seiende“<sup>7</sup> zu vollziehen. Für die *Enzyklopädie Philosophie* ist *Wissenschaft* „der [...] Versuch, systematisch und methodisch zu erkunden (erforschen), was alles in der Welt der Fall ist und warum es der Fall ist“, und unter den leitenden „Idealen“ wissenschaftlichen Arbeitens nennt der Autor unter anderem „Wahrheit“.<sup>8</sup> Für den Bereich der Technik geht Hans Sachsse noch einen deutlichen Schritt weiter, wenn er feststellt: Technik befasse „nicht mit den Deutungen, den Bewertungen, den Beurteilungen der Dinge, sondern mit den Dingen selbst, sie ist sozusagen in der Lage, die ganze Kompliziertheit der Bewußtseinsprozesse zu unterlaufen und zur konkreten Wirklichkeit selbst vorzustoßen.“<sup>9</sup>

Spätestens bei dem letzten Zitat wird ein Leser der Gegenwart wohl einen Einspruch anmelden. Die Rede von „den Dingen selbst“, vom Unterlaufen der Bewusstseinsprozesse, vom Vorstoß „zur konkreten Wirklichkeit selbst“ erscheint angesichts des allgegenwärtigen konstruktivistischen Paradigmas in hohem Maße naiv. Tatsächlich ist unser aktueller Wissenschaftsbegriff keineswegs so eindimensional objektivistisch, wie eingangs angedeutet. Wie weit vielmehr die Überzeugung, dass unsere Wirklichkeitsbilder von uns selbst – sowohl individuell als auch in der Sprach- und Kulturgemeinschaft - konstruiert sind, mittlerweile zum intellektuellen Alltag der Gesellschaft gehört, belegen weniger wissenschaftliche Darstellungen als die Verbreitung dieser Überzeugung über die Wissenschaft hinaus. Als ein einfaches Beispiel sollen zwei Definitionen des Ausdrucks *Volk* dienen, die dem *Brockhaus* entnommen sind, dem *Konversations-Lexikon* von 1908<sup>10</sup> und der *Enzyklopädie* von 1994<sup>11</sup>:

Ein *Volk* ist

jeder durch Abstammung, körperliche und geistige Anlage, Sitte, Sprache, Bildung und Schicksal ein natürliches Ganzes bildende Teil der Menschheit  
(*Brockhaus* 1908)

---

<sup>7</sup> Martin Heidegger: *Was ist Metaphysik?*, Frankfurt 1951, S. 23.

<sup>8</sup> HOLM TETENS: *Wissenschaft*. In: *Enzyklopädie Philosophie*, 2 Bde. Hrsg. von HANS JÖRG STEIN-KÜHLER, Hamburg 1999, S. 1763f.

<sup>9</sup> Hans Sachsse: *Anthropologie der Technik*, Braunschweig 1978, S. 122.

<sup>10</sup> *Brockhaus' Konversations-Lexikon*. 14. Aufl., neue revidierte Jubiläums-Ausgabe. Bd. 16. Leipzig 1908, Neudruck 1920, s.v. *Volk*.

<sup>11</sup> *Brockhaus Enzyklopädie in vierundzwanzig Bänden*. 19., völlig neu bearb. Aufl. Bd. 23, Mannheim 1994, s.v. *Volk*.

eine Gruppe von Menschen, die sich als ideelle Einheit begreift, d.h. als eine durch gemeinsame Herkunft, Geschichte, Kultur und Sprache, z.T. auch Religion verbundene Gemeinschaft (Brockhaus 1994).

Der hier interessierende Unterschied drückt sich in der ontologischen Qualität der Definitionen aus. Im ersten Beispiel werden geistige Anlage, Sitte, Sprache usw. als faktisch gegebene Kennzeichen eines Volks beschrieben und das Resultat ihrer Bündelung ins Natürliche verlegt. Der Brockhaus von 1994 dagegen verhindert sofort jede ins Biologische greifende Ontologisierung, indem er die Bündelung der Kennzeichen als Resultat eines geistigen Aktes der Beteiligten („begreift“) ausweist.

Allerdings steht der relativistische, konstruktivistische Zug gegenwärtigen Denkens in einem eigentümlichen Spannungsverhältnis zum eingangs beschriebenen Wissenschaftsbegriff. Denn wenn sich das wissenschaftliche Arbeiten spätestens seit der Aufklärung durch einen strengen Objektivitätsanspruch, durch eine Orientierung an „den Dingen selbst“ auszeichnen soll, dann widerspricht das konstruktivistischen Grundannahmen. Der Widerspruch ließe sich auch nicht dadurch lösen, dass man auf den Unterschied zwischen Geistes- und Naturwissenschaften verweist und für die Naturwissenschaften objektivistisch argumentiert, für die Geisteswissenschaften dagegen konstruktivistisch. Denn zum einen ist auch in der naturwissenschaftlichen Theoriebildung ein konstruktivistischer Zug erkennbar,<sup>12</sup> zum anderen ist die Praxis geisteswissenschaftlichen Arbeitens nicht annähernd so konstruktivistisch, wie es die Theorie nahelegt. In den Philologien etwa steht, um ein Beispiel zu nennen, der theoretischen Überzeugung von der perspektivischen Gebundenheit allen Urteilens über die Bedeutungen von Texten die Praxis eines oft recht objektivistischen, auf eindeutige Bedeutungszuweisungen zulaufenden Interpretierens gegenüber.<sup>13</sup>

Der moderne Wissenschaftsbegriff ist also an seinen beiden zeitlichen ‚Enden‘ nicht so eindimensional, wie man zunächst annehmen mag. Zur Zeit seiner Konstituierung bleibt er auch in seinen rational-analytischen Zügen in einen metaphysischen Rahmen eingebettet und ist daher keineswegs vollständig voraussetzungslos, und in der Gegenwart wird zum einen eine solche Voraussetzungslosigkeit als Kennzeichen wissenschaftlichen Arbeitens nach wie vor postuliert, während sie zum anderen vom Konstruktivismus als Illusion entlarvt worden

---

<sup>12</sup> Nach WERNER HEISENBERG z.B. beschreibt die Atomphysik die Natur „nicht einfach so, wie sie ‚an sich‘ ist“, sondern „die Natur, die unserer Fragestellung und unseren Methoden ausgesetzt ist“. Wissenschaft ist ein „Teil des Wechselspiels zwischen der Natur und uns selbst“. In: Werner Heisenberg: *Der Teil und das Ganze. Gespräche im Umkreis der Atomphysik*, Hamburg 1955, S. 171.

ist, wobei die Lager keineswegs klar getrennt sind und auch nicht konsequent nach den jeweils eigenen theoretischen Vorgaben verfahren.

Da theoretischen Bekenntnissen nicht immer zu trauen ist, soll im Folgenden die Praxis des frühneuzeitlichen wissenschaftlichen Arbeitens an einem konkreten Textbeispiel untersucht werden. Gewählt wird ein sprachwissenschaftlicher Text, der wie kein anderer den Stand des auf die deutsche Sprache bezogenen Wissens des 17. Jahrhunderts spiegelt: die *Ausführliche Arbeit von der teutschen Haubtsprache* von Justus Georg Schottelius.

Schottelius' Text von 1663 soll auf drei Gesichtspunkte hin untersucht werden, die man als Grundgesten fachlichen Arbeitens bezeichnen könnte: auswählen, strukturieren, beschreiben/argumentieren. Nicht zufällig kann man hinter diesen Handlungen die rhetorischen Kategorien der *inventio*, *dispositio* und *elocutio* erkennen, der Findung des Stoffes, seiner Gliederung und seiner sprachlichen Ausgestaltung. Zwei Gründe, die miteinander verbunden sind, sprechen für diese Orientierung an der Rhetorik. Zum einen umfassen ihre Kategorien einen Zeitraum, der die Frühe Neuzeit ebenso einschließt wie die Gegenwart. Rhetorisches Schrifttum (Rhetoriken und Stillehren im engeren Sinne, Epistolographien, Titularien usw.) ist in der Frühen Neuzeit, vor allem im 17. Jahrhundert, ungemein verbreitet, die Kategorien der Rhetorik waren explizit präsent in den Texten, und Verweise auf antike Rhetoriker finden sich zuhauf. Zwar spielt die Rhetorik im Bildungskanon seit dem 19. Jahrhundert nur noch eine marginale Rolle und es gehen im metasprachlichen Schrifttum die ausdrücklichen Verweise auf die Rhetorik und ihre antiken Repräsentanten deutlich zurück, doch hatten ihre Kategorien die Praxis des Verfassens von Texten bereits in einem Maße geprägt, das man kaum überschätzen kann und das bis in die Gegenwart wirkt. Das führt zum zweiten der erwähnten Gründe: Hält man sich rhetorische Kategorien wie die erwähnten *inventio*, *dispositio* und *elocutio* vor Augen, dann mag man sich fragen, welche Alternative es zu einer solchen Darstellung des Vorgangs des Textverfassens überhaupt geben kann.<sup>14</sup> Oft scheinen rhetorische Kategorien nicht einfach eine bestimmte Art und Weise des Umgangs mit Sprache anzuzeigen

---

<sup>13</sup> S. dazu ANDREAS GARDT: Linguistisches Interpretieren. Konstruktivistische Theorie und realistische Praxis. In: *Linguistische Hermeneutik*. Hrsg. von FRITZ HERMANNNS/WERNER HOLLY, Tübingen 2007, S. 263-280.

<sup>14</sup> Sicherlich würde man heutzutage hervorheben, dass Sprache nicht erst mit der *elocutio* wirksam wird. Da die Begriffe, die zur Findung des Stoffes und zu seiner Gliederung verwendet werden, ebenfalls sprachlich gebunden sind, verlaufen auch diese Vertextungshandlungen nicht ‚sprachfrei‘. Auch das Konzept der Kleist'schen ‚allmählichen Verfertigung der Gedanken beim Reden‘ ist in der rhetorischen Trias (die Schritte der *memoria* und der *actio* können hier unberücksichtigt bleiben) nicht vorgesehen, doch ändert weder das eine noch das andere etwas daran, dass die Rolle der Sprache bei Stofffindung und Gliederung nicht dieselbe ist wie bei der sprachlichen Ausgestaltung, die, wie auch die eigene Erfahrung zeigt, als einzige der drei Vertextungshandlungen eine gezielte Reflexion über Sprache voraussetzt.

– eine Art und Weise, zu der es auch Alternativen geben kann -, sondern so etwas wie Universalien der Sprachverwendung auszudrücken. Natürlich lässt sich eine solche Vermutung ohne einen Vergleich mit Formen der Sprachverwendung, die außerhalb der antiken rhetorischen Tradition stehen, nicht belegen. Doch für die hier interessierende Fragestellung spielt es keine Rolle, ob die Rhetorik tatsächlich universale Verwendungsmuster beschreibt oder ob ihre Kategorien lediglich innerhalb einer bestimmten Tradition gelten. Tatsache ist, dass sich viele Formen der Sprachverwendung, die uns heutzutage ganz selbstverständlich erscheinen, auf rhetorische Kategorien abbilden lassen.<sup>15</sup>

Im Titel der *Ausführlichen Arbeit* führt Schottelius auf, mit welchen Aspekten der deutschen Sprache sich sein Werk befasst:<sup>16</sup>

Uhrankunft / Uhraltertuhm / Reinlichkeit / Eigenschaft / Vermögen / Unvergleichlichkeit / Grundrichtigkeit / zumahl die SprachKunst und VersKunst Teutsch und guten theils Lateinisch völlig mit eingebracht / wie nicht weniger die Verdoppelung / Ableitung / die Einleitung / Nahmwörter / Authores vom Teutschen Wesen und Teutscher Sprache / von der verteutschung / Item die Stammwörter der Teutschen Sprache samt der Erklärung und derogleichen viel merkwürdige Sachen.

Auf den ersten Blick erscheint das als willkürliche Zusammenstellung heterogener Themen. Die Begriffe verweisen auf sprachstrukturelle Aspekte, auf solche der Sprachverwendung, schließen die Poetik ein, kündigen eine Auflistung deutscher Autoren, eine Beschreibung des Übersetzens, die Behandlung der „Stammwörter“ des Deutschen und andere vom Verfasser als wichtig empfundene Gegenstände. Das Heterogene der Zusammenstellung erklärt sich zum einen aus der Genese der *Ausführlichen Arbeit*. Das Buch bündelt Schottelius' frühere Arbeiten, insbesondere die ihrerseits bereits recht heterogene *Teutsche Sprachkunst* von 1641, die *Einleitung* von 1643 und die *Vers- oder Reimkunst* von 1645. Das entspricht durchaus der kompilatorischen Praxis der Zeit, doch es erklärt die Spezifik der Zusammenstellung nicht vollständig. Tatsächlich liegt dem Buch eine Intention zugrunde, die die Themenwahl plausibler macht, als ein moderner Blick zunächst vermuten mag: Die *Ausführliche Arbeit* soll ihren Lesern die große Qualität und Leistungsfähigkeit des Deutschen vor Augen führen. Alles, was dieser Absicht dient, seien es grammatische Spezifika, lexikalische Auflistungen, poetologi-

---

<sup>15</sup> Verwiesen sei auf das Handbuch *Rhetorik und Stilistik*, in dessen Beiträgen sich zahlreiche Beispiele finden: *Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung. Rhetoric and Stylistics. An international handbook of historical and systematic research.* Hrsg. von ULLA FIX/ANDREAS GARDT/JOACHIM KNAPE. 2 Teilbde, Berlin, New York 2008, 2009 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, HSK, 31.1 u. 2).

<sup>16</sup> Justus Georg Schottelius: *Ausführliche Arbeit Von der Teutschen HauptSprache [...]*. Braunschweig 1663. Nachdruck. Hrsg. von W. HECHT, 2 Teile, Tübingen 1967. – Im Folgenden wird die *Ausführliche Arbeit* im Fließtext als *AA* zitiert.

sche Regeln oder die Nennung bedeutender Autoren, darf in das Werk aufgenommen werden. Diese Intention des Verfassers fügt sich der weiteren Beschäftigung mit dem Deutschen im 17. Jahrhundert ein, bei der Schottelius unter anderem als Mitglied der *Fruchtbringenden Gesellschaft* engagiert ist. Vor dem Hintergrund der nach wie vor starken Präsenz des Lateinischen in den Fachsprachen und des aktuellen sprachlichen und kulturellen Einflusses aus der Romania, artikuliert sich in einem Werk wie der *Ausführlichen Arbeit* das Interesse bürgerlicher Persönlichkeiten, über die Sprachpflege einen eigenen gesellschaftlichen Ort zu definieren. Das ist Sprachhandeln in einem über die strukturelle Deskription deutlich hinausweisenden Sinne, und Schottelius' gesamtes Buch besitzt einen unterschwellig appellativen Charakter: durch alle seine Facetten den Leser von der Notwendigkeit der Arbeit an der deutschen Sprache zu überzeugen. Das aus heutiger Sicht Additiv-Kompilatorische des Werks mündet dadurch nicht in deskriptive und argumentative Stringenz, aber die Einzelthemen lassen doch deutlich einen roten Faden der Verfasserintention erkennen.

Im 18. und 19. Jahrhundert unterliegen metasprachliche Arbeiten zunehmend thematischer Differenzierung, das rein Grammatische findet sich immer seltener unmittelbar neben dem patriotischen Lob von Sprache und Volk. Damit werden nicht nur unterschiedliche Themen auf mehrere Textsorten verteilt, sondern es wird auch der für die Texte jeweiliger Sorten charakteristische Duktus des Schreibens immer genauer unterschieden. Betrachtet man die im Titel der *Ausführlichen Arbeit* genannten Einzelthemen näher, dann wird deutlich, dass in Schottelius' Werk diese Trennung noch nicht vollzogen ist. So meinen „Uhrankunft“ und „Uhraltertum“ die Entstehung und das hohe Alter des Deutschen, nennen also sprachhistorische Themen. Doch geht es Schottelius immer auch um die Beschreibung der Sprachgeschichte unter dem Gesichtspunkt des Nachweises der hohen Qualität des Deutschen: Je älter das Deutsche ist, desto höher ist seine Würde im Verband der europäischen Sprachen. Ähnlich „Reinlichkeit“ (auch *Reinheit* oder *puritas*), die Schlagworte des zeitgenössischen Varietäten- und Fremdwortpurismus sind. Gemeint ist die Abwesenheit von Elementen in der Sprache, die ihre Hochsprachlichkeit gefährden können, dia- und soziolektale Elemente einerseits und exogenes Wortgut andererseits. Bedenkt man, dass im 17. Jahrhundert die Konstituierung des Deutschen zu einer Hochsprache noch nicht abgeschlossen ist, ein verbindlicher Standard noch nicht vorliegt, seine endgültige Gestalt also noch eine Projektion darstellt, dann liegt in der Postulierung von „Reinlichkeit“ bereits eine Hypostasierung von Sprache. Das ist zumal deshalb der Fall, weil die Eigenschaft der Reinheit in die Sprache selbst verlegt wird, also nicht die *Verwendung* des Deutschen als rein oder unrein gilt, sondern das Deutsche ‚an sich‘.

Die Titelausdrücke „Eigenschaft / Vermögen / Unvergleichlichkeit“ sind thematisch unspezifisch, liegen aber in ihrem positiv wertenden Charakter (vor allem für die beiden letztgenannten gilt das) ganz auf der Linie der mit dem Werk verbundenen Intention. „Grundrichtigkeit“ wiederum ist ein systembezogener und wertender Begriff zugleich. Als deutsches Pendant zum lateinischen *latinitas*, das die innere Regelmäßigkeit, die sprachsystematische Stimmigkeit des Lateinischen bezeichnet, bezieht er sich auf die Strukturen des Deutschen, ist aber für die noch nicht kodifizierte und durchgängig etablierte Hochsprache eher Behauptung als Sachverhaltsbeschreibung.

„SprachKunst“ und „VersKunst“ sind Übersetzungen von *ars grammatica* und *ars poetica*, wobei aus der Grammatik die lexikalischen Teile ausgegliedert bleiben, um dann unter „Verdoppelung“ (Komposition), „Ableitung“ (Derivation), „Einleitung“ (ebenfalls Derivation, allerdings nur die Präfigierungen), „Nahmwörter“ (gemeint sind Eigennamen) und „Stammwörter“ genannt zu werden. Dass Schottelius hier und an anderen Stellen seines Werks zum Teil eigene Termini bildet bzw. aus der aktuellen Diskussion seiner Zeit aufgreift, die sich in einigen Fällen durchsetzen (z.B. *Ableitung*), in anderen nicht (z.B. *Einleitung*), unterscheidet ihn nicht von Forschern späterer Generationen. Lediglich die Zahl der Neubildungen ist auffällig, sie hängt jedoch mit der Tatsache zusammen, dass die deutschsprachige Sprachforschung noch nicht über genügend eigene Termini verfügt.

Die besondere Behandlung der Stammwörter des Deutschen wird an anderer Stelle noch zu erörtern sein. Hier sei soviel dazu gesagt, dass die Stammwörter das Zentrum der auf das Deutsche bezogenen Sprachforschung der Zeit bilden. In ihrer Beschreibung verbinden sich lexikalische Beobachtungen im engeren, sprachstrukturellen Sinne (insbesondere wortbildungsmorphologische Aspekte) mit sprachpolitischen und mit allgemein zeichentheoretischen Überlegungen, bei einer Offenheit zu Argumentationen, die metaphysische Aspekte einschließen.

Was die Auswahl des Stoffes betrifft, soll an dieser Stelle ein letzter Punkt erwähnt werden. Schottelius' Entscheidungen hinsichtlich der Auswahl werden natürlich von den Forschungstraditionen beeinflusst, in denen er steht. Das umfasst die auf das Deutsche bezogene Grammatikschreibung des 16. und 17. Jahrhunderts (die sowohl in lateinischer wie auch in deutscher Sprache vorliegt), Arbeiten von zeitgenössischen und älteren Autoren aus anderen europäischen Ländern, darunter Julius Cäsar Scaliger, Franciscus Sanctius und insbesondere Autoren aus den Niederlanden (hier vor allem Gerardus Vossius) und natürlich antike Auto-



ren.<sup>17</sup> Deren Einfluss zeigt sich zum einen im direkten Zitat, aber auch indirekt, in der Übernahme metasprachlicher Kategorien, ohne expliziten Verweis. Da die gesamte Theorie und Praxis der Sprachforschung der Frühen Neuzeit zutiefst von der antiken Tradition geprägt war, bedeutete auch die Orientierung an zeitgenössischen Autoren oft de facto eine Orientierung an dieser antiken Tradition. Dabei spielen die römischen Rhetoriker einerseits und die spätantiken Grammatiker Priscian und Donatus andererseits eine hervorgehobene Rolle. Im Titel der Ausführlichen Arbeit sind es, wie bereits erwähnt, die Kategorien der „Reinlichkeit“ und „Grundrichtigkeit“, die das erkennen lassen. Als *puritas* und *latinitas* sind sie in der Rhetorik und lateinischen Grammatikschreibung von zentraler Bedeutung.<sup>18</sup> Diese und andere Kategorien beeinflussen die deutsche Grammatikographie und Rhetorik bis weit in das 18. Jahrhundert hinein, und Schottelius Werk ist auch in dieser Hinsicht alles andere als ‚voraussetzungslos‘.

Der zweite Gesichtspunkt, unter dem die *Ausführliche Arbeit* betrachtet werden soll, ist die Strukturierung des ausgewählten Materials. Makrostrukturell lässt sich zunächst feststellen, dass das zweibändige, ohne den Index 1466 Seiten umfassende Werk in fünf Teile gegliedert ist:

1. zehn „Lobreden von der Teutschen HauptSprache“
2. „Wortforschung“ (Orthographie, Wortbildung, Wortarten, Flexion)
3. „Wortfügung“ (Syntax, verstanden im Wesentlichen als Wortstellungslehre)
4. „Reim- oder Verskunst“ (Metrik, Reimlehre)
5. sieben „Tractate“: „Einleitung zur Teutschen Sprache“ (eine Selbstcharakterisierung der personifizierten deutschen Sprache), „Erklärung der alten Teutschen Celtischen Nahmen oder Nahmwörter“, „Sprichwörter der Teutschen“, „Von denen Authoren / welche vom Teutschen Wesen / was Geschichte / Landart und Sprache betrifft / geschrieben“, „Anleitung und Nachricht recht zu verteutschen“, „Die Stammwörter der Teutschen Sprache nebst ihrer Erklärung“, eine lateinische Inhaltsangabe der *Ausführlichen Arbeit*.

Die Zusammenstellung der Traktate lässt erneut das übergeordnete sprachpolitische Anliegen erkennen. So ließe sich die Aufnahme einer Abhandlung zur Onomastik zwar auch aus der zeichenspezifischen Systematik einer Sprache erklären, da den Appellativa, die bei Schotteli-

---

<sup>17</sup> Zu den europäischen Einflüssen auf und Wirkungen von Schottelius s. zuletzt NICOLA MCLELLAND: Justus-Georg Schottelius and his influence on European vernacular grammatography outside Germany. In: *Germanistik in Ireland* 3 (2008), S. 71-84.

<sup>18</sup> Dort überschneiden sich ihre Bedeutungen zum Teil, wie die Definition von *latinitas* in der „*Rhetorica ad Herrenium*“ (4, 17) zeigt: „*Latinitas est, quae sermonem purum conservat, ab omni vitio remotum.*“ In: *Rhetorica ad Herennium*. Hrsg. v. THEODOR NÜBLEIN, München, Zürich 1994.

us im zweiten Teil seines Werks behandelt werden, die *Nomina propria* als sozusagen natürliches Pendant gegenüberstehen. Doch ist die Kennzeichnung der Eigennamen als *alt* und die Gleichsetzung von *deutsch* mit *keltisch* – eine Identifizierung, die ihrerseits ganz auf der Linie der sprachpatriotischen Konstruktion von Geschichte liegt – Ausdruck des Versuchs, das Alter und die Herkunft des Deutschen als Zeichen seiner hohen Qualität zu werten. Für „die alten Teutschen“, so schreibt Schottelius mit Bezug auf die Chronik des Aventinus, seien Namen „ein Göttlich gewiße Anzeige des Lebens / Sitten / Todes / Glückes oder Unglückes der Menschen“ (AA, S. 1031) gewesen. Ähnlich die Sprichwörter: „Der Kern der Wissenschaft [i.e. des Wissens, A.G.] / der Schluß aus der Erfahrung / der menschlichen Handel kurtzer Ausspruch und gleichsam des weltlichen Wesens Spiegel / stekket in den Sprichwörtern [...]“ (AA, S. 1102). Wer Eigennamen sammelt und semantisch analysiert sowie Sprichwörter zusammenstellt, illustriert damit zugleich die frühe Geschichte des Volks, die Geschichte des unter seinen Mitgliedern verbreiteten Meinens, Glaubens und Aberglaubens. Ergänzt wird diese kulturpatriotische Tendenz durch die „Einleitung zur Teutschen Sprache“, ein Lob der deutschen Sprache auf sich selbst und auf die Deutschen, zugleich eine Klage über die *Frömdgierigkeit* vieler unter ihnen, erkennbar an der Übernahme vor allem französischen Wortguts. Und auch die Vorstellung der „Authoren“ und ihrer Werke, die ‚deutsche‘ Themen behandeln, liegt auf dieser Linie.

Zusammen mit den „Lobreden“ ergibt sich damit für die *Ausführliche Arbeit* makrostrukturell eine Art Klammer, durch die die im engeren Sinne strukturbezogenen Teile – „Wortforschung“, „Wortfügung“, „Reim- oder Verskunst“ – in das kulturpatriotische Anliegen eingebunden werden. Diese Verbindung setzt sich in einigen Teilen des Werks in der Mikrostruktur fort, am auffälligsten in den „Lobreden“, aber selbst in der „Wortforschung“ begegnet diese Haltung. Sie beginnt mit den Worten (AA, S. 171):

Es ist bekannt [...] welcher Gestalt Käyser Carl der Grosse / nachdem er den Römischen Adler der Teutschen Hoheit einverleibt und den Teutschen tapfferen Namen zur Oberstelle in der Christenheit gebracht / er es seiner grossen Macht und Majestät wolanständlich und nötig er-messen / auch die allgemeine Teutsche Landsprache mit hervor zu setzen [...].

Im sich anschließenden Abschnitt sagt Schottelius über Karl den Großen, ihm und anderen „hohen Teutschen Häubtern“ sei bewusst gewesen, „wie durch rechte Hand- und Werthabung der Muttersprache vieles Gutes dem gemeinen Wesen / und dem Vaterlande zuwachsen könne“ (AA, S. 172). Schottelius spitzt seine Aussage mit der Warnung zu, dass man bei einer Vernachlässigung der Muttersprache „der Teutschen Wolwesen und Regierkunst durch frömde Sprache beybehalten und das redliche Teutsche Gemühte durch frömde ausländische Ausrede [i.e. Aussprache, A.G.] gleichsam verunteutschen lassen müsse“ (AA, S. 172). Es ist

bezeichnend, dass nicht die Syntax, sondern die „Wortforschung“ in dieser Weise eingeleitet wird, da so etwas wie ein kultureller Signalcharakter von Sprache in der Lexik sehr viel deutlicher zum Tragen kommt als in der Syntax.

Eine besondere Rolle spielen in dieser Hinsicht die Lobreden, weil sie in ihrer Mikrostruktur über das von Schottelius im Gesamtwerk praktizierte Verfahren einer Mischung von sprachstrukturell orientierten Aussagen einerseits und sprach- bzw. kulturpolitischen Aussagen andererseits hinausgehen. Häufig lassen sich in ihnen die beiden Aussageformen kaum mehr trennen. Die auf die Sprache als System bezogenen Themen der Lobreden sind in dieser Hinsicht zunächst unauffällig, behandelt werden die Geschichte des Deutschen, die Wortbildung, die Stammwörter und ihre Verbreitung, Fachtermini, Fremdwörter und Sprachmischung, die Dialekte des Deutschen und die Eignung des Deutschen für die Dichtung. Um die für die *Ausführliche Arbeit* spezifische Struktur der Präsentation von Themen zu illustrieren, seien zunächst zwei Stellen aus der ersten Lobrede, die den Inhalt des Gesamtwerks vorstellt, zitiert. Schottelius kündigt an, es werde „der natürliche Ursprung und vortrefliche Eigenschaften der Teutschen Stammwörter oder *radicum* angezeigt“ (AA, S. 5). Zu den Buchstaben des deutschen Alphabets werde ausgeführt, „in was für einer Vortreflichkeit die *requisita* von selbigen etwa bestehen“ (AA, S. 5). Die Komposition schließlich wird als „eine fast unvergleichliche Eigenschaft und wundervolle Füglichkeit“ (AA, S. 5) dargestellt. Die Verbindung von Beschreibung und Wertung ist offenkundig.

Während in der ersten Lobrede die Ankündigung der Darstellung der Verbreitung deutscher Stammwörter in den europäischen Sprachen noch neutral ausfällt („wie noch itzund die Wurtzelen oder Stammwörter der Teutschen Sprache fast in allen üblichen Europeischen Sprachen sich finden lassen“; AA, S. 5), wird in der achten Lobrede derselbe Gedanke vom argumentativen Tenor her anders ausgeführt:

1. Wenn man die Europeischen Landschaften [...] überdenken / und das Sprachwesen zugleich mit beobachten wird / alsdann sol sich das freye uhralte grosse Teutschland wol allein finden / welches von frömder Macht gäntzlich unbezwungen / und von frömden Sprachen unverworren geblieben. [...] Da es hingegen / wenn man Welschland / Spanien / Frankreich / Engeland / Griechenland / auch klein Asien und Africa betrachten würde / gar anders / und ein verendertes Sprachwesen daselbst befindlich ist.
2. Es haben unsere uhralte Teutsche Vorfahren eiferig in acht genommen ihre Muttersprache / dieselbst frey und reinlich gebraucht / behalten / und ihre Kinder gelehrt / mit nichten [...] von ihren Feinden ihre Rede erbettelt: Sondern vielmehr haben alle Europeische Sprachen viele Wurtzelen / Wörter / Saft / Kraft und Geist aus dieser reinen uhralten Hautsprache der Teutschen.

Von einer kulturpatriotischen Klammerbildung im oben erwähnten Sinne kann man im vorliegenden Fall insofern nicht reden, als die Lobreden nicht mit einer erneuten Thematisierung solcher Fragen enden. Wohl aber werden sie häufig mit diesem Thema eingeleitet, worauf die auf die Sprachstrukturen bezogenen Ausführungen folgen. Die argumentative Bewegung ist dabei stets eine vom Allgemeinen zum Besonderen, häufig auch eine von der Geschichte in die Gegenwart. Auch hier ist die Verbindung von kulturpatriotischen Aspekten mit sprachbezogenen unübersehbar. Eine Analyse der Passage soll daher auf den eingangs als dritten eingeführten Grundgestus fachlichen Arbeitens zielen: das Beschreiben und Argumentieren.

In ihrem Ablauf ist die Darstellung klar strukturiert. In beiden Absätzen werden die Verhältnisse in Deutschland denen in anderen europäischen Ländern antithetisch gegenübergestellt. Die Parallelisierung von *von frömden Macht unbezwungen* und *von frömden Sprachen unverworren*, hier verstärkt durch die Wiederholung des Adjektivs *frömd* und die morphologisch und semantisch analog konstruierten Adjektive *unbezwungen* und *unverworren*, ist kennzeichnend für die *Ausführliche Arbeit* wie für die Sprachforschung der Zeit insgesamt: Dem Zustand des politischen Körpers entspricht der der Sprache, die Gefährdung des einen (durch die Präsenz fremder Mächte im eigenen Land, wie etwa im Dreißigjährigen Krieg, bzw., im Falle der Sprache, durch die Präsenz von Fremdwörtern) führt zur Gefährdung des anderen. Während die *Unbezwungenheit* und die *Unverworrenheit* Deutschlands durch explizite Propositionen ausgedrückt werden, ist die Präzisierung von *frey*, *uhralt* und *gross* zu *Teutschland* eine Präsupposition, die die expliziten Propositionen als Voraussetzung begleitet: Von Deutschland wird nicht in einer gesonderten Aussage behauptet, es sei *frey*, *uhralt* und *gross*, sondern die Eigenschaften werden als für das Land gegeben vorausgesetzt.

Der Gegensatz zu den genannten anderen Ländern und Gegenden bzw. Kontinenten hingegen wird explizit gemacht („Da es hingegen / wenn man Welschland / Spanien [...] betrachten würde [...]“). Unterschwellig wiederum (und sehr geschickt) wird die Verknüpfung von Sprache und Politik fortgeführt. Während über Deutschland gesagt wurde, es sei sowohl im Bereich der Politik als auch in dem der Sprache ‚ohne Schaden‘ geblieben (*unbezwungen*, *unverworren*), wird für die anderen Länder und geographischen Räume lediglich für die Sprache festgestellt, dass dort die Verhältnisse „anders“ seien. Das Politische wird nicht erwähnt, steht jedoch durch die symbiotische Verbindung von Sprache und Politik im Raum: Auch im Politischen, so mag man folgern, werden die Verhältnisse in diesen Ländern und Räumen wohl schlechter sein als im *freyen*, *uhralten* und *grossen* Deutschland. Das Verfahren setzt sich im zweiten Absatz fort: Lob des Umgangs der Deutschen mit ihrer Sprache, Einschluss des Politischen durch die Rede von den „Feinden“, Kontrastierung mit der Sprachpraxis ande-

rer Länder, deren Übernahme deutscher Wörter implizit als ein ‚Erbetteln von den Feinden‘ dargestellt wird.

Die Verbindung von Wissenschaftlichem mit Politischem als Ausdruck eines voraussetzungsgebundenen, voraufklärerischen Betreibens von ‚(Pseudo-)Wissenschaft‘ abzutun, wäre allerdings unangebracht. Als pseudowissenschaftlich mag man ein solches Arbeiten aus heutiger Sicht zwar beschreiben, doch endet es nicht mit der Aufklärung. Hält man sich z.B. das patriotische Pathos von Jacob und Wilhelm Grimm vor Augen, wie es aus dem Ende des Vorworts zum *Deutschen Wörterbuch* hervorgeht, dann fühlt man sich durchaus an Schottellius‘ Darstellung erinnert:<sup>19</sup>

Deutsche geliebte landsleute, welches reichs, welches glaubens ihr seiet, tretet ein in die euch allen aufgethane halle eurer angestammten, uralten sprache, lernet und heiliget sie und haltet an ihr, eure volkskraft und dauer hängt in ihr.

Der mögliche Einwand, der Patriotismus der Grimms schlage sich eben im Vorwort und nicht im Werk selbst wieder, würde nicht zutreffen. Denn auch die Anlage der Artikel des Wörterbuchs ist letztlich von diesem Geist getragen. Die große Rolle von Etymologie und Wortgeschichte, die Konzentration auf ‚sprachgewaltige‘ Autoren bei der Auswahl der Belege, das Desinteresse an einer kleinteiligen, homogenen Artikelstruktur zugunsten der Präsentation sprachlicher Fülle, all das ist Ausdruck einer Haltung, die das Wörterbuch als ein nationales Anliegen und das Deutsche als eine in jeder Hinsicht kulturhistorisch reiche Sprache begreift, die als identitätsstiftendes Band alle Deutschen unter sich zu vereinen vermag.

Die Verbindung von Politik und Sprachwissenschaft bei den Grimms trägt natürlich die Züge der Zeit, ihr Pathos muss vor dem Hintergrund national-liberalen bürgerlichen Engagements im 19. Jahrhundert gesehen werden, ihr Sprachbegriff lässt sich in Bezug zur geistesgeschichtlichen Epoche durchaus als ‚romantisch‘ bezeichnen.<sup>20</sup> Im Verlauf des 19. Jahrhunderts erfährt die politisch motivierte Sicht auf Sprache eine starke Zuspitzung in Richtung sprachnationalistischer Argumentationen, eine Entwicklung, die erst 1945 endet. Mit aufgeklärter Reflexion haben die weder die Charakterisierung französischer Fremdwörter durch Friedrich Ludwig Jahn etwas zu tun (sie „verunstalten, entstellen und schänden“ das

---

<sup>19</sup> JACOB GRIMM: Vorrede. In: Ders./Wilhelm Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Bd. 1, Berlin 1854, Sp. I-LXVII, hier Sp. LXVII.

<sup>20</sup> Zur politischen Dimension des Grimmschen Arbeitens vgl. ULRIKE HAB-ZUMKEHR: Das „Deutsche Wörterbuch“ von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm als Nationaldenkmal. In: *Nation und Sprache. Zur Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart*. Hrsg. von ANDREAS GARDT, Berlin, New York 2000, S. 229-246; zur romantischen Sprachtheorie s. JOCHEN BÄR: *Sprachreflexion der deutschen Frühromantik. Konzepte zwischen Universalpoesie und Grammatischem Kosmopolitismus. Mit lexikographischem Anhang*, Berlin, New York 1999 (Studia Linguistica Germanica 50).

„Deutschtum“, 1833)<sup>21</sup> noch T. Schultheiß' 1934 in der Zeitschrift *Nationalsozialistische Erziehung* geäußerte These, der „scharfgeschnittene germanische Silbenakzent“ lasse einen „Willen zur Ordnung, zur Klarheit und zur Kraft des Ausdrucks“ erkennen.

Zwar nicht nationalistisch, aber in anderer Hinsicht politisch motiviert und ideologisch geladen ist das sprachwissenschaftliche Arbeiten Otto Kades „aus der Sicht der marxistisch-leninistischen Erkenntnistheorie“ (1971): „Bewußtseinsinhalte“, so Kade, sind „subjektive Abbilder einer objektiven Welt“, die „im Sinne der unaufhaltsamen Annäherung an die absolute Wahrheit“ „ständig präzisiert“ werden müssen. Auch wenn es immer wieder vorkommt, dass bei unterschiedlichen Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft unterschiedliche „Abbilder“ der Wirklichkeit im Bewusstsein vorliegen, gilt dennoch, dass „für bestimmte Mitglieder“ der Gesellschaft „unabdingbar die objektive Wirklichkeit Ausgangs- und Bezugspunkt der Erkenntnis [bleibt]“. <sup>22</sup> Diesen ‚bestimmten Mitgliedern‘ der Gesellschaft steht es dann zu, die ‚falschen‘ Wirklichkeitsabbilder der anderen zu korrigieren.

Die Politisierung sprachwissenschaftlichen Arbeitens ist also kein exklusives Phänomen der Frühen Neuzeit. Etwas anders verhält es sich dagegen mit einem Einfluss auf die Wissenschaft, der in der Tat mit der Aufklärung weitestgehend zurücktritt: der Einfluss religiösen Denkens. Auch dieser Aspekt sei an Schottelius' *Ausführlicher Arbeit* illustriert, an seinen Ausführungen zum *Stammwort*.

Die sich mit dem Deutschen befassende Sprachwissenschaft der Frühen Neuzeit ist wortorientiert, Beschreibungen der Sprache in ihrer Gesamtheit werden von den Wörtern her entwickelt, zuallererst von den Wurzelwörtern bzw. Simplizia.<sup>23</sup> Für Schottelius sind die Stammwörter „das Fundament / die Ekk- und Grundsteine“ der Sprachen, „reisset man die weg / [...] so wackelt das Gebäude“ (AA, S. 1276). Neben der *Grundstein*-Metapher steht die der *Wurzel des Sprachbaums*: Als „stets saftvolle Wurtzelen [...] durchfeuchten“ die Stammwörter „den ganzen Sprachbaum“ (AA, S. 50). Laut der oben zitierten Textstelle haben „alle Europäische Sprachen viele Wurtzelen / Wörter / Saft / Kraft und Geist aus dieser reinen uhralten Haubtsprache der Teutschen“ (AA, S. 123). Die Reihung „Wurtzelen / Wörter / Saft / Kraft und Geist“ lässt erkennen, dass es beim semantischen Gehalt deutscher Stammwörter um mehr geht als um das, was man in moderner Begrifflichkeit als ‚Summe semantischer Merkmale‘ bezeichnen würde. Tatsächlich wird ihnen eine Art ontische Motiviertheit zuge-

---

<sup>21</sup> FRIEDRICH LUDWIG JAHN: *Merke zum Deutschen Volkstum*, Hildburghausen 1833, S. 206.

<sup>22</sup> OTTO KADE: Das Problem der Übersetzbarkeit aus der Sicht der marxistisch-leninistischen Erkenntnistheorie. In: *Linguistische Arbeitsberichte. Mitteilungsblatt der Sektion Theoretische und angewandte Sprachwissenschaft an der Karl-Marx-Universität Leipzig und des Leipziger Linguistenkreises* 4 (1971), S. 13-28, hier S. 16 (alle Zitate).

<sup>23</sup> Schottelius unterscheidet nicht konsequent zwischen Wurzeln und Simplizia.

sprochen (AA, S. 59):

Sie sind nicht allein einlautend [i.e. einsilbig, A.G.] / die durch einen natürlichen Zufall den gehörigen Laut verursachen / sondern ihr einstimmiger Laut ist so wunderreich / und ihre Zusammenstimmung so überkünstlich [i.e. überaus kunstvoll, A.G.] / daß die Natur sich hierin völlig und aller dinges ausgearbeitet hat. Denn / ein jedes Ding / wie seine Eigenschaft und Wirkung ist / also muß es vermittelt unserer Letteren / und kraft derer / also zusammengefügt Teutschen Wörter / aus eines wolredenden Munde daher fließen / und nicht anders / als ob es gegenwärtig da were / durch des Zuhörers Siñ und Hertze dringen.

Keine Zeichen mit arbiträrer Zuordnung von Ausdrucks- und Inhaltsseite sind die Stammwörter des Deutschen, sondern Resultate eines Vorgangs natürlicher Motivierung, am deutlichsten zu erkennen an den Onomatopoeica (AA, S. 59):

Zum Exempel nehme einer nur diese Wörter: Wasser fließen / gesäusel / sanft / stille / etc. wie künstlich ist es / wie gleichsam wesentlich fleust das Wasser mit stillem Gesäusel von unser Zungen? Was kan das Geräusch des Fliessenden Wassers wesentlicher abbilden?

Die Rede vom *wesentlichen Bezeichnen* ist Ausdruck einer schlichten Sachsemantik: Die Wörter des Deutschen verweisen zuverlässig auf die Dinge. Ihre referentielle Adäquatheit verdanken sie der Tatsache, dass sie „den Kern und das Mark aus der Vernunft gesogen“ (AA, S. 68) haben. Damit sind sie das Gegenteil jener „Kipper-Wörter“, vor der Schottelius' Zeitgenosse Christoph Schorer warnte.<sup>24</sup> Wie Münzbetrüger die Münzwaage (Kippe) manipulieren und wertlose Münzen als wertvolle ausgeben, so werden in der *Alamode*-Zeit semantisch substanzlose Wörter den semantisch ‚reichen‘ deutschen Stammwörtern immer wieder vorgezogen.

Interessant im hier diskutierten Zusammenhang ist Schottelius' Erklärung für die besondere Qualität der deutschen *Stammwörter*: „nicht ohn Göttliche Mithülffe“ (AA, S. 58) sind sie zustande gekommen. Die auf das Deutsche gerichtete Sprachreflexion des 17. Jahrhunderts basiert nahezu umfassend auf der Überzeugung des paradiesischen Ursprungs der Sprachen, unter Berufung auf die Bibel: Nach Genesis 2, 19f. hat Adam auf Gottes Geheiß den Tieren des Paradieses ihre Namen gegeben. Dieser adamische Bezeichnungsakt ist kein arbiträrer Vorgang, sondern ein *wesentlicher*, in dem Sinne, dass das Zeichen seinen Referenten ontisch adäquat erfasst. Für Schottelius und seine Zeitgenossen ist Deutsch eine *Hauptsprache*, die, vermittelt über das Germanische und andere Vorformen, letztlich bis auf die Babylonische Sprachverwirrung zurückgeht und aufgrund ihrer zeitlichen Nähe zur *lingua Adamica* des Paradieses in ihren Wörtern eben diese Qualität der ontischen Adäquatheit in

---

<sup>24</sup> CHRISTOPH SCHORER: *Der Vnartig Teutscher Sprach-Verderber. Beschrieben Durch Einen Liebhaber der redlichen alten teutschen Sprach*, ohne Ort 1643, S. 5. – Die Zuordnung des Textes zu Schorer

sich birgt. Mag dieser metaphysische Bezug von Schottelius und anderen auch für ihre kulturpatriotischen Argumentationen genutzt werden (als ‚reine‘ *Hauptsprache* gilt das Deutsche als den romanischen Sprachen wegen deren Prägung durch das Lateinische überlegen), so ist er doch fester Bestandteil der Sprachreflexion der Zeit. Die Mitglieder der Sprachgesellschaften diskutieren darüber, ob die Deutschen am Turmbau zu Babel beteiligt waren,<sup>25</sup> und noch 1722 gilt es einem Autor als sicher, dass eine Vorform des Deutschen von Ascenas, einem Urenkel Noahs, nach Deutschland gebracht worden war. Erst Ende des 18. Jahrhunderts wird die Debatte über den göttlichen Charakter des Sprachursprungs abgeschlossen, indem Johann Gottfried Herder mit seiner *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* (1771) den letzten groß angelegten Versuch einer metaphysischen Erklärung durch Johann Peter Süßmilch in den Augen der Berliner Akademie der Wissenschaften widerlegt.<sup>26</sup>

Die selbstverständliche Präsenz metaphysischen Denkens in den Texten der Zeit soll abschließend an den impliziten Argumentationen einer Passage aus der *Ausführlichen Arbeit* illustriert werden. Das zur Beschreibung gewählte Verfahren ist das der Toposanalyse.<sup>27</sup>

Es wohnt in einem jeden die von GOTT bestimmte Zeit / alles in der irdischen Ründe endert sich / eines wird auf ein anderes abgebracht / dieses steigt / jenes sinket / das wechset jenes schwindet / biß es zu der Höhe / und von dannen bald wieder zu dem abtritte gerahten muß. Welch ein merkliches Verändern / ja fast gänztliches umweltzen / kan man / in Gegenbe-tracht der heutigen Zeit / bey dem alten Teutschlande gar wol finden. Ein gleiches haben wir / was unsere Muttersprache betrifft / erfahren / und wollen vom gunstreichen Himmel es ferner verhoffen. (AA, S. 1020)

Überführt man die im ersten Satz enthaltenen Propositionen in eine kausale Struktur, dann lassen sich unter anderem diese Topoi als im Text impliziert erkennen:

Weil alles von Gott als zeitlich bestimmt wurde, unterliegen alle Gegebenheiten der Welt der Veränderung.

---

ist nicht völlig eindeutig.

<sup>25</sup> *Der Fruchtbringenden Gesellschaft ältester Ertzschrein. Briefe, Devisen und anderweitige Schriftstücke [...]*. Hrsg. v. GOTTLIEB KRAUSE, Leipzig 1855, Nachdruck Hildesheim, New York 1973, S. 373 u. 365.

<sup>26</sup> In: *Parnassus Boicus, Oder Neu-eröffneter Musen-Berg [...]*. Sibende Unterredung, München 1722, S. 17f. – Zur Diskussion über den Sprachursprung vgl. ARNO BORST: *Der Turmbau von Babel. Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker*, 4 Bde., Stuttgart 1957-1963; GARDT (Anm. 2); *Theorien vom Ursprung der Sprache*. Hrsg. von JOACHIM GESSINGER/WOLFERT VON RAHDEN, 2 Bde., Berlin, New York 1989; CORDULA NEIS: *Anthropologie im Sprachdenken des 18. Jahrhunderts. Die Berliner Preisfrage nach dem Ursprung der Sprache (1771)*, Berlin, New York 2002 (Studia Linguistica Germanica, Bd. 67).

<sup>27</sup> Zur argumentationsanalytischen Basis vgl. STEPHEN TOULMIN: *The uses of argument*, Cambridge 1969; zur Anwendung u.a. in der Textanalyse vgl. JOSEF KOPPERSCHMIDT: *Methodik der Argumentationsanalyse*, Stuttgart-Bad Cannstadt 1989 (problemata 119) u. MANFRED KIENPOINTNER: *Alltagslo-*



Und weiter:

Wenn sich Veränderungen vollziehen, dann geschieht dies in Form einer Intensivierung bzw. Reduktion des sich verändernden Phänomens.

Schließlich:

Weil alles von Gott als zeitlich bestimmt wurde, verändern sich auch die Verhältnisse in Deutschland / in der deutschen Sprache in Form einer Intensivierung bzw. Reduktion.

Die Argumentation lässt sich auch in umgekehrter Richtung darstellen, sodass die Tatsache der Veränderungen als Ausdruck des Wirkens Gottes gilt:

Wenn sich die Gegebenheiten der Welt verändern, geschieht dies aufgrund der von Gott gegebenen Zeitlichkeit des Seins.

Der hier verwendete Topos-Begriff, bei dem es sich nicht um den in der Literaturwissenschaft verbreiteten Topos-Begriff des ‚hochgradig konventionalisierten Motivs‘, sondern um eine argumentationsstrukturelle Kategorie handelt, bedarf einer Stützung, die die Argumentation erst plausibel erscheinen lässt. Solche Stützungen spiegeln das in einer Gesellschaft verbreitete Wissen, das als sedimentiertes Wissen auf einer basalen Ebene als Summe von gesellschaftlichen Werten, Meinungen, Überzeugungen beschreibbar ist. In dem Maße, in dem das Wissen, auf das sich eine Argumentation stützt, tatsächlich in der Gesellschaft geteilt wird, vermag die Argumentation zu überzeugen.

In der vorliegenden Argumentation erscheint dem Autor die Rückführung des Wandels der Dinge auf das Wirken Gottes unmittelbar evident. Wie die Einsicht in die zeitbedingten Veränderungen der Phänomene der Wirklichkeit auf alltäglicher Erfahrung beruht, ist der Hinweis auf das Wirken Gottes als Letztbegründung selbstverständliche Annahme einer religiös geprägten Gesellschaft (so selbstverständlich, dass sich in literaturwissenschaftlicher Rückschau auf diese Darstellung der Vergänglichkeitsthematik vom *Vanitas-Motiv* reden ließe). Weder muss von Schottelius ein anderer Autor als Autorität zur Stützung dieser metaphysischen Letztbegründung zitiert, noch muss eine Stelle aus der Bibel angeführt werden: Die Erklärung weltlicher Zusammenhänge durch das Wirken Gottes versteht sich für Schottelius und seine Zeitgenossen ‚von selbst‘.

Die eingangs zitierte Behauptung von der Voraussetzungslosigkeit nachaufklärerischer Wissenschaft muss also differenziert betrachtet werden. Einerseits endet das Einfließen ideologischer Positionen in die fachliche Beschreibung ganz offensichtlich nicht mit der Aufklärung. Verwendet man aber einen Ideologiebegriff ohne kritischen Unterton – versteht man *Ideologie* also als homogen strukturiertes Denksystem jeder Art -, dann lässt sich auch die

---

*gik. Struktur und Funktion von Argumentationsmustern*, Stuttgart-Bad Cannstadt 1992 (problemata 126).

religiöse Prägung des wissenschaftlichen Arbeitens unter den Ideologiebegriff fassen, und zumindest für sie kann man feststellen, dass die Aufklärung hier in der Tat eine Zäsur darstellt. Grundsätzlich aber ist die konstruktivistische Überzeugung von der perspektivischen Gebundenheit allen Denkens, auch des wissenschaftlichen, nicht hintergebar. Im Rückgriff auf Nietzsches berühmtes Diktum, die Wahrheit sei ein „bewegliches Heer von Metaphern“,<sup>28</sup> beschreibt Richard Rorty jeden Zugriff auf die Welt (also auch jeden wissenschaftlichen Zugriff) als ein Sich-Bewegen in einem jeweiligen „Vokabular“.<sup>29</sup> Die Wirklichkeit verhält sich gegenüber diesen Vokabularen indifferent, es ist der Mensch, der das eine oder eben ein anderes Vokabular wählt. Diese Wahl darf man sich nicht als dezidierten Willensakt vorstellen:

Europa hat sich nicht dazu *entschieden*, das Idiom der romantischen Dichtung, der sozialistischen Politik oder der galileischen Mechanik zu übernehmen. [...] Vielmehr verlor Europa allmählich die Gewohnheit, bestimmte Worte zu benutzen, und nahm allmählich die Gewohnheit an, andere zu verwenden.<sup>30</sup>

Einmal etabliert, lenkt unser Vokabular unseren Blick auf die Welt:

Wenn wir uns aber je mit dem Gedanken versöhnen könnten, daß der Großteil der Realität indifferent gegenüber unseren Beschreibungen von ihr ist und daß das menschliche Selbst durch die Verwendung eines Vokabulars geschaffen und nicht adäquat oder inadäquat in einem Vokabular ausgedrückt ist, dann hätten wir uns endlich zu eigen gemacht, was wahr an der romantischen Idee ist, daß Wahrheit eher gemacht als gefunden wird.<sup>31</sup>

Folgt man diesem Gedanken, dann ist die Entwicklung von frühneuzeitlicher Sprachwissenschaft zur nachaufklärerischen und zur heutigen kein einfacher Sprung hin ‚zur Wahrheit‘. In den Bereichen, in denen sich die Vokabulare der unterschiedlichen Zeiten überschneiden, ließe sich allerdings sehr wohl von einer größeren Differenziertheit und damit Genauigkeit der Beschreibung sprechen, wobei das jeweilige Vokabular, d.h. die in ihm festgelegten Kategorien, den Bezugspunkt von Differenziertheit und Genauigkeit liefert. Für die anderen Bereiche aber kann nicht mehr – aber auch nicht weniger – als von einem Wandel der Kategorien, mit denen wir die Welt beschreiben, die Rede sein.

---

<sup>28</sup> FRIEDRICH NIETZSCHE: Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne (1873). In: *Friedrich Nietzsche. Kritische Gesamtausgabe*. Hrsg. von GIORGIO COLLI/MAZZINO MONTINARI, Abt. III, Bd. 2, Berlin, New York 1973, S. 365-384, hier S. 374.

<sup>29</sup> RICHARD RORTY: *Kontingenz, Ironie und Solidarität*, Frankfurt am Main 1989.

<sup>30</sup> RORTY (Anm. 29), S. 26.

<sup>31</sup> RORTY (Anm. 29), S. 27.